Nr. 30. Sonntag, 24. Juli. Jahrgang 1910.

Wie Fritz Kristel zu einer Frau kam.

Von Emil Frank.

Nachdruck verboten.

I.

Fritz Kristel — in Firma J. A. Kristel u. Co. — war Junggeselle. Die meisten Kristels waren Junggesellen. Meist überließen sie das Heiraten dem Chef des Hauses und spielten dann die Rolle des stillen Teilhabers, was entschieden gemütlicher war, als sich im Geschäft abzurackern.

In dieser Beziehung war Fritz Kristel der Tradition getreu geblieben. Zwar hatte sein Bruder Alexander gesagt: „Wenn du bei mir als Kompagnon eintrittst, mußt du dich auch rühren. Dieses Herumschlampampen, dieses Zeitvertrödeln dulde ich einfach nicht. Du bist es der Firma schuldig, daß du mitarbeitest."

Fritz Kristel hatte bei diesen Worten verlegen gelächelt. Zu einer offenen Auflehnung ließ er es nicht kommen. Er dachte eben: „Wenn nur die erste Hitze vorüber ist, dann kann ich mir schon das Leben nach meinem Geschmack einrichten." So wurstelte er fort, saß täglich seine drei bis vier Stunden im Kontor ab und glaubte damit allen Pflichten nachgekommen zu sein.

Darüber vergingen einige Jahre. Fritz Kristel konstatierte mit hoher Befriedigung, daß er es eigentlich gar nicht mehr nötig hatte, etwas zu tun. Sein Vermögen war im Geschäft bombensicher angelegt und warf eine hübsche Dividende ab, von der er recht behaglich leben konnte. Immer fester wurde der Entschluß, sich irgendwo zur Ruhe zu setzen. Nur konnte Fritz Kristel mit der Wahl eines in jeder Beziehung ihm zusagenden Aufenthaltsortes nicht ins Reine kommen. Da trat ein Ereignis ein, das alle seine Pläne über den Haufen warf. Sein Onkel Ewald starb. Ewald Kristel war der Besitzer eines Rittergutes von mittlerer Größe, das in einem verlorenen Winkel Oberschlesiens lag. Bei der Eröffnung des Testaments stellte es sich heraus, daß Fritz Kristel der Erbe von Saleschel geworden war. Aus welchem Grunde gerade er von seinem Onkel zum Erben auserkoren wurde, war allen schleierhaft. Fritz Kristel war zuerst ein bißchen verblüfft. Natürlich kannte er Saleschel. Im Sommer konnte man es dort allenfalls aushalten, aber im Winter — brrr! So war denn seine Freude über den

Friedliche Gesellschaft. Nach dem Gemälde von Karl Sondermann.

neuen Besitz nicht ganz frei von einigen bitteren Untertönen. Je länger er aber die Sache erwog, desto mehr gefiel er sich in der Rolle, die er nun spielen sollte: Rittergutsbesitzer! Das Wort hatte so einen feudalen Beigeschmack. Er malte sich sein zukünftiges Leben in allen Einzelheiten aus: Die Verwaltung überließ er natürlich den Beamten, die waren zuverlässig, gut geschult, und wenn sie nur den Herrn um und über sich wußten, so ging die Karre ganz von selbst. Für Zerstreuungen wollte er schon sorgen: Verkehr mit der Nachbarschaft, Jagen, Fischen, ab und zu mal einen kleinen Abstecher nach Breslau, na, die Sache war nicht ohne.

So schrieb er denn an den Inspektor Gluser, daß er in der nächsten Woche in Saleschel eintreffen werde. Dann fiel ihm ein, daß Saleschel 10 Kilometer vom Bahnhofe entfernt sei; darum schrieb er noch eine Karte: „Komme Donnerstag nachmittag 4 Uhr; bitte Wagen an Station Lichnow."

Diese Nachricht wurde in Saleschel mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen. Gluser war ganz Eifer, lief sich fast die Beine ab, um alles in Ordnung zu bringen, fluchte und wetterte, wenn er irgendwo einer Bummelei auf die Spur kam. Allabendlich gab es große Beratungen. Das große Wort führte Gluser. Jaroschowitz, der Rentmeister, und Willy Wendhausen, der Volontär, hatten nicht viel einzuwenden.

„Großer Empfang is ganz selbstverständlich," meinte Gluser und hüpfte dabei herum, wie ein Laubfrosch wenn es ihm ganz wohl wird; „is ganz selbstverständlich, allens muß da auf dem Platze sein, die Kinder singen und die Großen schreien Vivat, und wir natürlich mit Zylinders und ähnlichem Quark. Was ich noch sagen wollte, so'n Dings müssen wir auch noch haben, wie in Lichnow, na, so'n Dings, wie heeßt man's doch, so Pfosten mit Grünzeug und Blumen und Fähnchen, he?"

„Ach so, Sie meinen eine Ehrenpforte," sagte der Rentmeister.

„Stimmt, stimmt, 'ne Ehrenpfote," nickte Gluser, während Willy Wendhausen ganz gewaltig an einem Lachkrampf über die „Ehrenpfote" würgte. Gluser aber hatte mit seinen Plänen so viel zu tun, daß er das respektwidrige Lachen des jungen Herrn ganz übersah und überhörte. Er machte sich schleunigst auf den Weg. Jaroschowitz und Wendhausen standen am Fenster und sahen ihn über den Hof eilen.

„Sieh dir doch mal dieses alte Unikum an," meinte Willy, „wie er da unten rumsäbelt; 's ist doch eine ulkige Kruke!" Dabei ahmte er den Gang des alten Inspektors nach, der freilich komisch genug war, denn seine Beinchen hatten eine starke Krümmung nach außen, die durch die engen Reithosen noch mehr zur Geltung kam. Die beiden Herren machten noch einige Glossen über den alten Onkel, bis Jettchen sie störte. Jettchen war eine gar wichtige Person. Sie hatte schon seit einem Menschenalter die Zügel der Wirtschaft in Händen, war oberste Herrin und Gebieterin in der Küche und hatte die Geflügelzucht zu überwachen. Gegen die jungen Herren war sie lieb wie eine Mutter, und gar manches Mal hatten sie ihr einen besonders guten Bissen oder Tropfen zu verdanken. Selbst heute, wo sie wahrlich Arbeit genug hatte, vergaß sie ihre „Jungens" nicht. „Hier ist eine kleine Stärkung," flüsterte sie, und über ihr runzliges Gesicht huschte ein fröhliches Lächeln, „laßt's euch gut schmekken." Sprach's und eilte hinaus. Die beiden jungen Leute aber ließen sich die Stärkung, die in einem Stück kalten Braten und Bier bestand, vorzüglich munden. Junge Oekonomen haben ja meist einen sehr gesegneten Appetit.

Fritz Kristel, der neugebackene Rittergutsbesitzer, traf alle Anstalten zu seiner Abreise. Damit war er nun allerdings rasch fertig. Am Mittwoch gab er seinen Freunden und Verwandten ein exquisites Abschiedsdiner und dabei wurde beschlossen, Freund Kristel feierlichst zur Bahn zu geleiten. Das geschah denn auch. Leider war das Wetter so unfreundlich, wie nur irgend möglich, dafür hatte man ja auch Herbst, und der tat sein Bestes. Zur Aufheiterung wurde ein Schoppen Wein vorgeschlagen und allseitig akzeptiert. Wie das so geht — auf einem Bein kann man nicht stehen — Fritz Kristel vergaß Saleschel und den Zug und blieb hängen. Die Erkenntnis solch unzeitgemäßen jugendlichen Leichtsinns blieb nicht aus. Fritz schämte sich, noch einmal umzukehren, er fuhr einfach mit dem nächsten Zuge und traf um 6 Uhr abends in Lichnow ein. Schon hatten sich der Dämmerung Schatten auf die herbstlich kahle Erde herabgesenkt. Noch immer rieselte feiner Regen nieder und sammelte sich in kleinen Lachen, und Fritz Kristel stand unschlüssig vor dem primitiven Bahnhofsgebäude und zermarterte sein Hirn, was er nun beginnen sollte; denn der Wagen, der ja zum Vieruhrzug bestellt war, hatte nicht länger gewartet, und auf seine Anfrage beim Stationsbeamten, ob man hier nicht einen Wagen auftreiben könne, hatte jener achselzuckend entgegnet, daß er sich dann schon bis in den Ort, der ja „nur" 4 Kilometer entfernt sei, bemühen müsse.

Resigniert machte sich Fritz Kristel auf den Weg. Alle Augenblicke spritzte das Wasser in diesen verdammten Lachen hoch auf, und Fritz Kristel fühlte eisige Schauer, Vorboten einer nahenden Erkältung, durch seinen Körper rinnen. Er war so konsterniert, daß er sogar vergaß, seinen Regenschirm aufzuspannen, bis ihm das Wasser aus der Hutkrempe auf die Nase tröpfelte.

Dann kam noch ein anderes Ungemach. Der Weg teilte sich. Fritz Kristel hatte keine Ahnung, welches der rechte war. Doch halt, da stand ja ein Wegweiser! Fritz stürmte darauf zu. Streichholz um Streichholz flammte auf, und der schwache Lichtschein gab sich Mühe, bis zu den verwitterten Armen des alten Handweisers hinaufzudringen. Aber es war vergeblich. Jedesmal machte der Wind oder der Regen die Bemühungen des schwachen Lichtleins zuschanden. Fritz Kristel war der Verzweiflung nahe. Er konnte hier doch nicht stehen und auf Erleuchtung warten. Und so einfach ins Blaue hinauslaufen — noch dazu bei diesem Wetter — war auch nicht gerade angenehm. Aber schließlich blieb ihm doch nichts anderes übrig. Er wählte kurz entschlossen den Weg zur Rechten und setzte seine Wanderung fort. Gott sei Dank, dort war ein Haus. Es war eine ganz obskure Schenke; ihm aber kam die baufällige Bude wie ein Leuchtturm vor. Natürlich kehrte er ein, schon aus dem Grunde, um Sicherheit bezüglich der eingeschlagenen Richtung zu erhalten. Erst ließ sich kein Mensch blicken. Dabei war's stockdüster. Fritz fing an zu trommeln. Nichts. Er trommelte energischer. Wieder nichts. Da wurde er wütend. Er begann zu trampeln, daß die Gläser auf dem wackeligen Tisch einen erschreckten Hopser machten. Das klirrte und krachte und zitterte und klang, und jetzt öffnete sich die Tür, und ein schwacher Lichtschein lugte durch die Spalte. Dem Lichtschein folgte ein kleines Mädel. Als das des Fremden ansichtig wurde, schlug es energisch die Tür zu und lief kreischend in die inneren Regionen des Hauses. Darauf trat wieder feierliche Stille ein. Fritz Kristel starrte mit trüber Resignation die geheimnisvolle Tür an und hoffte — manchmal tat er's auch nicht —, daß doch noch jemand durch diese Pforte kommen könnte. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als eitel. Jetzt raffte Fritz Kristel zu kühnem Entschluß sich auf. Er wollte doch selbst nachsehen, ob denn in diesem verdammten Kasten nicht doch noch ein menschliches Gebein zu entdecken war. Kühn ging er auf die geheimnisvolle Tür zu und öffnete sie. Allerhand Wohlgerüche erfüllten den Raum. Ein qualmendes Lämpchen verbreitete spärliches Licht. Auf einer Pritsche lag ein Mann und schnarchte. Fritz stieß ihn ziemlich unsanft an; der Kerl rührte sich nicht und schnarchte nur noch lauter. Da mußte der moderne Odysseus einsehen, daß hier eine Macht die Hand im Spiele hatte, gegen die er nichts ausrichten konnte: Kartoffelsufel.

Endlich hatte aber doch die Geduldsprobe ein Ende. Eine Frau trat ein. Fritz Kristel vergaß sein Ungemach rasch; dieser abgehärmten, abgearbeiteten Frau gegenüber erschien ihm ein barsches Wort als Roheit.

Er forderte ein Getränk, mit dem festen Entschluß, es nicht anzurühren. Dann fragte er nach dem Weg nach Lichnow. Da erfuhr er freilich, daß er falsch gegangen war, doch konnte er auf einem Fußwege rasch dorthin gelangen. Die Frau gab dem Fremden ein Mädchen mit, das ihm den Weg weisen sollte.

So war auch dieses Abenteuer glücklich überstanden, denn von Lichnow aus fuhr er im geschlossenen Wagen nach Saleschel. Um nicht unnützes Aufsehen zu erregen, stieg er noch vor dem Gutstor aus und tappte dann weiter. Gerade vor ihm lag ein Haus; das mußte seine zukünftige Wohnung sein. Helles Licht ergoß sich aus den Fenstern und blendete seine Augen. So vorsichtig er auf seiner Wanderung auch zu Werke ging, das grelle Licht machte alle seine Vorsicht zu-

schanden, denn mit einem Male rannte er gegen ein Ding, das eine Gartenhecke zu sein schien. Er tastete an den Tannensträuchern herum und wunderte sich, daß man hier mitten in den Weg solch Gesträuch hingepflanzt hatte. Fritz Kristel wandte sich mehr nach links. Dort schien der Weg frei zu sein. Ja, schien! Auf einmal gab das ein Wackeln und Knacken. Fritz Kristel prallte entsetzt zurück, und das war sein einziges Glück, sonst hätte ihn die zusammenbrechende „Ehrenpforte" des Inspektors unter ihren Trümmern begraben. Noch hatte er sich nicht von seinem Schrecken erholt, das gab's ne andere Ueberraschung: Hundegebell, Sporenklirren, zorniges Pfauchen und Schelten, das alles klang durcheinander. „Kerl, was hast du angestellt?" fragte eine zornbebende Stimme, „was hast du hier zu suchen, he?" Es war der alte Inspektor Gluser, der seinen neuen „ererbten" Herrn so unzeremoniell in Empfang nahm. Bald löste sich ja alles in Wohlgefallen auf, und Fritz Kristel begab sich mit sehr gemischten Gefühlen zur Ruhe.

II.

Fritz Kristel war nun schon 14 Tage Herr auf Saleschel. Wenn er aufrichtig sein wollte, war die Geschichte so langweilig, wie nur irgend möglich. Er hatte so ziemlich alle Notabeln in der Umgebung besucht, und er hatte die meisten so fad gefunden, daß es ihn nach einer Wiederholung des Besuches nicht sonderlich gelüstete. Der alte Gluser tönte ihm die Ohren mit allerhand landwirtschaftlichen Kraftworten voll, die er nicht verstand, konnte er doch kaum Roggen und Weizen unterscheiden. Wenn das weiter so ging, machte er sich einfach aus dem Staube; das hielt ja kein Pferd aus.

Eben war Fritz Kristel mit solchen Gedanken beschäftigt, als Jettchen eintrat. Das alte Fräulein erfreute sich Kristels besonderer Gunst schon aus dem Grunde, weil sie ganz famos kochte. So hatte sie sich auch jetzt bei ihm eingefunden, um eingehend den Küchenzettel mit ihm zu beraten. Als das erledigt war, hätte Jettchen sich mit Fug und Recht entfernen dürfen. Sie tat es aber nicht. Vielmehr machte sie den Herrn Rittergutsbesitzer auf eine Unterlassungssünde aufmerksam, die er begangen: Da wären nämlich ganz in der Nähe des Gutes zwei Damen — Witwe und Tochter eines Königlichen Forstmeisters — mit denen hatte der selige Herr freundschaftlich verkehrt. Nun meinte Jettchen, daß die Damen sich freuen würden, den Neffen ihres verstorbenen Freundes kennen zu lernen. Fritz Kristel brummte darauf etwas in den Bart, was kein Mensch, am wenigsten Jettchen, verstehen konnte. Er sei das Besuchemachen leid wie Steineklopfen, meinte er gallig.

Trotzdem ließ er am Nachmittag anspannen und fuhr hinaus zu den Damen. Sie waren zu Hause. „Leider", dachte Fritz Kristel und fügte sich ins Unvermeidliche. Aber wie angenehm war er überrascht. Die Frau Forstmeister war eine ganz prächtige alte Dame. Und Erna war ganz ihr Ebenbild. Das Herz dieses alten verknöcherten Junggesellen machte die seltsamsten Sprünge und Bewegungen, wenn er dem lieben Mädel in die treuen Blauaugen sah. Nur viel zu gern nahm er die Einladung an, zum Tee zu bleiben, und er unterhielt sich mit beiden Damen auf das beste. Da war keine Spur von Ziererei und Affektiertheit; Mutter und Tochter gaben sich so schlicht, so wahr und dabei doch so vornehm, man mußte sich bei ihnen wohl fühlen, und beim Abschied stimmte er von Herzen in den Wunsch ein: „Auf gute Nachbarschaft".

Merkwürdig, daß er an jenen Nachmittag so häufig denken mußte! Und daß dann immer eines lieben Mädchens Bild vor seiner Seele schwebte, das ihn aus treuen Augen anstrahlte, bis sein Herz wieder so verräterisch pochte wie damals, als er Erna gegenüber gesessen. Und das merkwürdigste war, er legte diesem Zucken und Pochen seines Herzens nicht den geringsten Wert bei. Als alter, eingefleischter Junggeselle hielt er sich gegen Liebe gefeit. Mochte nun sein Gefühl für Fräulein Erna Geffert heißen, wie es wollte, so viel stand fest, er hatte seit jenem ersten Besuche eine ausgesprochene Vorliebe für den Teil seines Gutes, der an den Garten der Damen Geffert grenzte. Selbst das schlechte Herbstwetter hielt ihn nicht zurück, diese Aecker zu besichtigen, obwohl dort vorderhand noch gar nichts zu sehen war, denn es war Rübenland. Auf diesen einsamen Wanderungen konnte es manchmal geschehen, daß ihn plötzlich das Gedächtnis über Wege und Stege völlig im Stiche ließ. Was lag da näher, als ins Haus zu gehen, den Damen eben en passant „Guten Morgen" zu wünschen, und etwas mit ihnen zu plaudern. Und siehe da: seit jener Zeit war die Langeweile verschwunden, alle Pläne, Saleschel zu verlassen, wurden aufgegeben. Und das alles hatte Jettchen verschuldet!

— — — — — — — — — —

Auf Saleschel war große Treibjagd. An Wild war kein Mangel, das hatte sogar Fritz Kristel konstatieren können, obwohl er bisher blitzwenig geschossen hatte. Förster Nowak machte allemal ein verdrießliches Gesicht, wenn er um die Jagdergebnisse seines neuen Herrn befragt wurde. Aber er hütete sich wohl, so despektierliche Gedanken laut werden zu lassen. Als er nun hörte, der Tag für die Treibjagd sei bestimmt, da war sein erster Gedanke: „Wenn der Herr nur keine Dummheiten macht!" Ihm fiel so manches Bravourstück erfahrener Sonntagsjäger, angeschossene Treiber, erlegte Hunde und ähnliche Moritaten ein.

Um dies nun zu verhindern, wies der Förster dem Rittergutsbesitzer einen Platz an, wo er möglichst wenig Unheil anrichten konnte. Fritz Kristel war völlig damit einverstanden, denn zufällig war sein Standort der Gefferschen Villa sehr nahe. Er suchte sich einen geschützten Platz aus und verharrte für's erste in Untätigkeit. Hie und da kam ein Häslein in seine Nähe, aber ehe Fritz die Mordwaffe an die Wange brachte, hatte sich das Tier irgendwohin verkrochen, wo es vor seinem Blei geschützt war. Ihm wurde die Geschichte auf die Dauer langweilig. Vor ihm und neben ihm knallten die Büchsen, nur seine Waffe schwieg, und Fritz Kristel schämte sich fast. Auf eigene Faust verließ er seinen Platz und avancierte nach vorn. Zur Linken lag die Gefferische Villa, niedriges Buschwerk verdeckte die Aussicht nach dieser Seite. Horch! Vor ihm regte sich etwas. Zweige knacken. Dann ist's wieder still. Sicher ein Rehbock, der an dieser Stelle durchbrechen will. Jetzt entfernt sich das Geräusch. Fritz Kristel hat das Jagdfieber erfaßt. Die Büchse schußfertig im Arm kriecht er vorsichtig in der Richtung weiter, aus der er zuletzt das Geräusch vernommen. Wie er jetzt die Zweige auseinanderschiebt, sieht er mitten auf freier Wiese einen kapitalen Bock. Er kehrt ihm das Blatt zu und schien auf das sich entfernende Treiben zu lauschen. Ganz leise schlängelte sich Fritz Kristel durch das Gebüsch. Er hatte nur den Bock im Auge, sonst nichts. Das Wasserloch, das im Sommer dem Weidevieh zur Tränke diente, übersah er. Nun noch einen Schritt. Da — klatsch — sch! — Hoch auf spritzte das schlammige Wasser, und Fritz Kristel überlief eine Gänsehaut nach der andern. Mühsam arbeitete er sich aus dem Tümpel und sah betrübt auf seinen äußeren Menschen. Er stand da wie ein begossener Pudel. In diesem Zustande machte er wirklich einen geradezu komischen Eindruck. Eben wollte Fritz einen geschützten Pfad aufsuchen, um das Gut so rasch wie möglich zu erreichen, da hörte er neben sich ein lustiges helles Lachen. Am liebsten wäre er in die Erde versunken, wenn sie nur die Freundlichkeit gehabt hätte, sich aufzutun; denn er kannt dieses Lachen gar so gut. Wie oft hatte es ihn erquickt. Wie oft hatte er zwei Reihen perlweißer Zähne und die Schelmengrübchen bewundert, wenn er dieses Lachen hörte. Ja, wer lachte denn?

Komische Frage! Erna Geffert! Aber sie lachte nicht lange. Wie sie den armen Fritz Kristel so betrübt und verlegen dastehen sah, einem begossenen Pudel zum Verwechseln ähnlich, da kam unwillkürlich das Mitleid, und es klang in ihren Worten wieder, als sie zu Fritz sagte: „So können Sie unmöglich nach Hause gehen, Herr Kristel. Sie erkälten sich auf den Tod. Kommen Sie mit mir! Bei uns finden Sie Jagdanzüge meiner Brüder, und dann trinken Sie erst einen tüchtigen Grog. Bitte machen Sie keine Einwendungen!"

Das klang so teilnehmend und doch so bestimmt: er mußte sich fügen. Nikolaus, der alte Kutscher, machte den Kammerdiener, und mit seiner Hilfe brachte Fritz Kristel seinen äußeren Menschen in Ordnung. Schmunzelnd steckte Nikolaus das Fünfmarkstück ein, das der „Herr Baron" ihm gereicht hatte.

Fritz fühlte sich schon wieder ganz behaglich. Das Plauderstündchen, das ihm durch diesen unvorhergesehenen Zwischenfall zuteil wurde, wog alles Mißgeschick auf. Was fragte er danach, daß er nichts geschossen! Das passiert manchem Jäger. Wenn er nur 'n bißchen Glück in der Liebe

hatte. „Was — Liebe?“ fragte er sich da mit einem Male. Er blieb ganz erstaunt stehen, und tausend Stimmen in seiner Brust riefen: „Ja, Liebe!“ Was sonst?“ Und bald waren Herz und Verstand einig: „Diese oder keine wird deine Frau!“

Mit diesem Entschluß begab er sich in das behagliche Eßzimmer, wo schon der Wasserkessel summte. Mit einem Blick überschaute Fritz Kristel die Situation: Erna war allein. Lächelnd reichte sie ihm den Grog, und aus ihren Augen leuchtet ein unbeschreibliches Etwas: das sprach zu Fritz Kristel gar wundersame Worte. Und da faßte auch er Mut. Er sagte ihr — schlicht und eindringlich — was sein Herz für sie fühle, er sprach von Liebe, fragte sie, ob sie sein Weib werden wolle.

Und sie sagte nicht nein. — —

So wurde für Fritz Kristel jene verunglückte Treibjagd ein ewig denkwürdiger Tag. Wenn er später einmal damit gehänselt wurde, wie er so plötzlich im Tümpel verschwunden, so schaute er nur lächelnd seine Frau an und dachte: „Spottet nur: ich hatte Pech auf der Jagd, aber Glück in der Liebe!“

Der Vize-Adjutant.

Militär-Humoreske von O. v. Briesen.

(Nachdruck verboten.)

Leutnant von Blendheim war ein äußerst tüchtiger Offizier, der sich nicht allein der Zuneigung seiner Kameraden, sondern auch der Wertschätzung der Vorgesetzten in hohem Maße erfreute, aber — es haftet ihm ein Fehler an, der für seine Karrière von nachhaltigstem Einfluß sein mußte. Er hatte nämlich noch nie auf dem Rücken eines Pferdes gesessen: eine schier unüberwindliche Scheu schien ihn zurückzuhalten, obwohl es ihm im übrigen keineswegs an Kourage fehlte, seine gesunden Gliedmaßen einem unvernünftigen Tiere anzuvertrauen. Und er mußte sich doch selbst sagen, daß er ohne Reiten nicht einmal Hauptmann werden könne.

Eines Tages ließ ihn sein Bataillonskommandeur, Major von Zachlin, rufen und teilte ihm mit, daß er ausersehen sei, dessen für mehrere Monate beurlaubten Adjutanten zu vertreten. „Es hapert“, meinte der freundliche Major, „bei Ihnen mit der Reiterei, aber in der Zeit der Vertretung finden voraussichtlich keine Uebungen statt, bei denen Sie dienstlich in den Sattel steigen müßten. Ueberdies bietet sich während dieses Vizeamtes die beste Gelegenheit, mal einen Gaul zu erklettern. Ich werde Ihnen zu dem Zweck meinen alten Fuchs zur Verfügung stellen, der ist lammfromm und vernünftig, und auf ihm wird Ihr Freund, der Regimentsadjutant, mit dem ich dieserhalb schon gesprochen habe, Sie zum Ritter sonder Furcht und Tadel ausbilden.“

Blendheim, dem bei den Worten seines Vorgesetzten anfangs ein gelinder Schreck in die Glieder gefahren war, beruhigte sich bald, als er hörte, daß nicht der feurige Rappe des Adjutanten, sondern das gutmütige Füchslein des Chefs ihm als Leibroß dienen sollte.

Die Luftschiffkabine des Zeppelin 7.

Mit Walden, seinem nunmehrigen Reitlehrer, setzte sich der „Vize“ sofort in Verbindung und es ward verabredet, täglich eine Stunde den equilibristischen Uebungen zu widmen. Als Ort dazu wählte man den kleinen Exerzierplatz zur Zeit, wenn er nicht von Truppen benutzt wurde.

Nach vierzehntägigem Drill zu Pferde hatte sich Blendheim schon soviel Sitz, Schluß und Haltung im Sattel angeeignet, daß sein Lehrmeister es für angebracht hielt, ihm einen einsamen Spazierritt ins Freie vorzuschlagen. Der Schüler, der sich mit des Majors Fuchs bereits gut angefreundet hatte, war sofort mit dem Ausfluge einverstanden, der dann für den nächsten Morgen angesetzt wurde.

Auf der noch wenig belebten Straße ging es hinaus in duftenden Wald, der sich nicht weit von der Stadt ausdehnte. Es wurden die verschiedenen Gangarten durchprobiert, und es zeigte sich dabei, daß man mit den bisherigen Resultaten recht zufrieden sein durfte. Nur wollte der alte Stabsoffiziersgaul, der wohl merken mochte, daß ein Anfänger auf ihm thronte, nicht immer den Zügel- und Schenkelhilfen desselben parieren, sondern suchte seinen eigenen Kopf durchzusetzen. Von dieser etwas eigenartigen Sinnesart sollte der Fuchs baldigst Zeugnis ablegen. Man hatte nach einiger Zeit einen mit Heu beladenen Wagen eingeholt, und um an diesem auf dem nur schmalen Wege vorüberzukommen, mußten die Reiter abbrechn und ihre Rosse hintereinander gehen lassen.

Ein Eisenbahnzug auf der Strecke Oldenburg-Leer, der von einem orkanartigen Sturm aus den Schienen gehoben und umgeworfen wurde.

Walden lenkte sein Tier zur Seite, in der Annahme, daß sein Freund ihm folgen werde. Dieser hatte auch für seine Person den besten Willen, dies zu tun, stieß hierbei jedoch auf unbedingten Widerspruch des Fuchses. Diesem mochte der herrliche Duft des frischen Heues derartig in die Nase stecken, daß er selbige alsbald in das leckere Futter steckte und mit innigem Wohlbehagen zu schmausen begann, das Zerren seines Herrn völlig unbeachtet lassend. Blendheim martete sich ab, den Widerspenstigen zum Gehorsam zu bringen, es half nichts; er schritt gemächlich hinter dem Wagen her und kaute ruhig weiter. Dem armen Reitersmann riß schließlich die Geduld, und er wagte, die Sporen zu gebrauchen, was er bisher vermieden hatte.

Eine solche Straftat nahm der in seine treffliche Mahlzeit vertiefte Gaul sehr übel: er legte die Ohren an, quiekte vor Unmut und begann regelrecht zu bocken, und zwar dermaßen, daß sein Bändiger in die größte Gefahr geriet, nicht allein bügel-, sondern auch sattel- und roßlos zu werden.

Wie ein Bund Flicken tanzte er auf dem Rücken des erbosten Tieres herum, eifrigst bemüht, seinen Körper in der Balance zu halten. Und sicherlich hätte die fatale Episode mit einem Purzelbaume geendigt, wäre der Fuchs nicht plötzlich durch ein Gefühl des Mitleids bewogen worden, des grausamen Spiels genug sein zu lassen und sich wieder der Kautätigkeit zu widmen.

Während dieses etwas peinlichen Intermezzos war Walden am Wagen vorbeigetrabt und hatte seinen übermütigen Braunen dann mal ordentlich ausgreifen lassen in der Erwartung, daß sein Schüler ihn später schon einholen werde. Nach geraumer Weile erst sah er sich nach diesem um und war verwundert, als er seiner nirgends ansichtig wurde. Schleunigst machte er Kehrt, „preschte" am Heuwagen vorbei und wäre vor Lachen fast vom Pferde gefallen, als er den Freund in halber Verzweiflung auf dem Fuchse hängen sah, der nach wie vor der Atzung vorlag.

„Aber, Mensch," rief er Blendheim zu, „sind das die Früchte meines Unterrichts, daß du dich zum Spielball der Launen eines Vierfüßlers machst! Bohr' ihm doch die Eisen in die Weichen und greif' meinetwegen an den Sattelknopf, aber fort mußt du von dem Wagen, sonst kannst du dem Bauern noch das ganze Heu bezahlen. Auf diese Ermahnung hin stieß Blendheim mit ungewöhnlicher Kraft zu, der Fuchs bekam einen gewaltigen Schreck und machte einen mächtigen Satz nach der linken Seite, während auf der anderen Blendheim in den Sand kugelte.

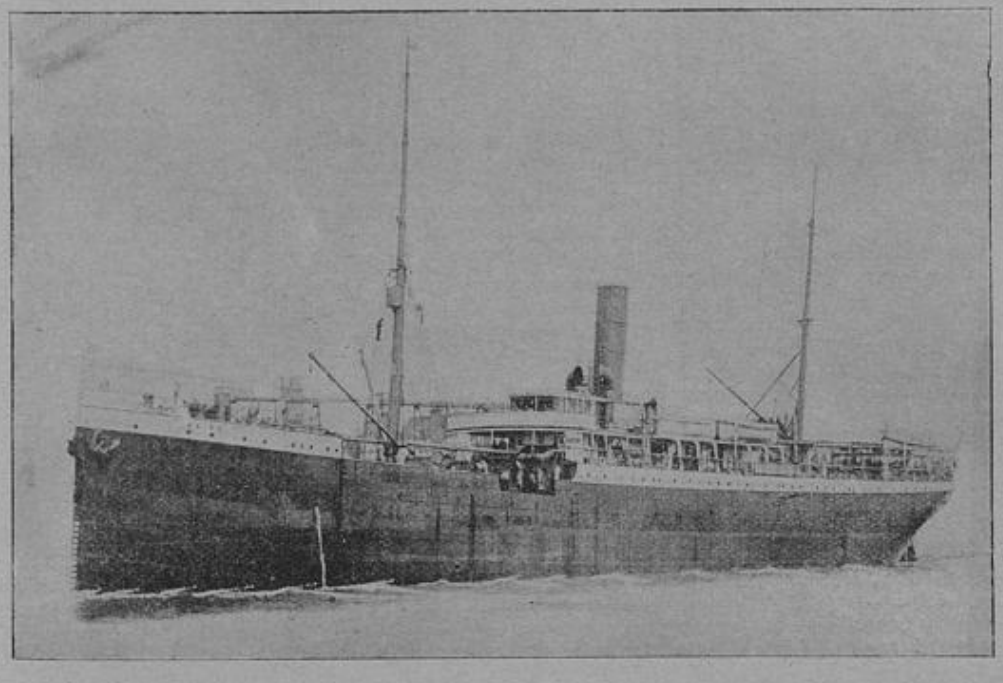
„Nun," meinte Walden ganz trocken, „Lehrgeld muß jeder bezahlen, du bist übrigens recht glimpflich fortgekommen, denn da unten liegt es sich, wie es scheint, ganz weich und gar nicht so übel!"

Blendheim schnitt ein etwas sauersüßes Gesicht, befühlte seine Glieder, staubte seine Sachen ab und bestieg dann wieder das Roß, welches nach seiner Heldentat ruhig stehen geblieben war.

Der Vorfall gab Blendheim die Lehre, daß er vorläufig wenigstens Heuwagen zu meiden habe, bis seine Reitvollkommenheit keinen Zweifel mehr unterlag. Demzufolge bogen die Reiter einen anderen Weg ein und kehrten nach einigen Stunden ganz befriedigt von dem ersten Ausfluge in die Garnison zurück. Man trennte sich mit der ausgesprochenen Absicht, von jetzt an täglich solche Exkursionen zu unternehmen.

Schon mehrere Spazierritte waren regelrecht verlaufen und Blendheim fand von Tage zu Tage mehr Gefallen an der edlen Kunst des Pferdebändigens, wenngleich er sich zugestand, daß seine Herr-

Zur neuesten Nordpolfahrt des berühmten norwegischen Polarforschers Roald Amundsen: Roald Amundsen (×) und seine Begleitmannschaft.



Das Expeditionsschiff der Zeppelin-Nordpolfahrt.

schaft über das Roß doch noch manches zu wünschen übrig lasse.

Eines Tages hatten die beiden Freunde eine kleine Rekognoszierungstour gemacht und kehrten auf einem Wege zurück, der an der Hauptwache vorüber führte. Kaum wurde man derselben ansichtig, so bemächtigte sich eine gewisse Unruhe des alten Fuchses, er fing an zu trippeln, kaute am Gebiß und ehe Blendheim es sich versah, setzte er sich in Linksgalopp und stürmte gegen den Posten vor Gewehr an. Sein Reiter, der aus Leibeskräften zog, um das Tier zurückzuhalten, kam sich in diesem Augenblick recht unglückselig vor: denn wie seinerzeit am Heuwagen setzte der Gaul seinen Willen durch. Am Posten angelangt, fiel das Tier von selbst in Schritt und ging gravitätisch an den Gewehrständen entlang, offenbar verwundert, daß die Wache nicht herausgerufen worden war. Nachdem der Gaul die Inspizierung beendet hatte, trottete er in aller Gemütsruhe wieder hinüber auf die Straße, wo Walden hielt. „Du," rief er Blendheim zu, „der alte Fuchs hat jedenfalls angenommen, sein wirklicher Besitzer säße im Sattel, der als Offizier de jour seine Runde mache."

„Das wird stimmen," meinte Blendheim, „nun, das wäre somit das zweite Objekt, vor dem ich mich auf meinen Ritten in acht zu nehmen habe."

Der Major freute sich, daß Blendheim die Scheu vor dem „unvernünftigen Tier" so bald verloren hatte und recht anerkennenswerte Fortschritte in der Reiterei machte.

Bei der Parole sagte er eines Tages zu seinem Vize: „Hören Sie mal, ich denke, Sie sind jetzt schon soweit, um mich zu Pferde ins Terrain begleiten zu können. Holen Sie mich morgen früh 6 Uhr ab, wir wollen uns mal die Felddienstübungen der Kompagnien ansehen."

Blendheim fühlte sich natürlich sehr gehoben durch den lobenden Ausspruch des Vorgesetzten und freute sich auf den ersten dienstlichen Ritt, der ihm bevorstand.

Zur festgesetzten Zeit machte man sich am folgenden Tage auf ins Gelände, wo die Kompagnien an verschiedenen Punkten selbständig operierten. Der Major prüfte Blendheim in allen Gangarten und sandte ihn schließlich mit einem Auftrage an die entfernteste übende Abteilung, die man des kupierten Terrains und eines dazwischen liegenden Waldes wegen nicht sehen konnte.

Die Trennung von seinem Stallgefährten paßte aber dem alten Fuchs durchaus nicht, er bestand wiederum auf seinem Kopf, zu bleiben. Nachdem sich Blendheim vergeblich bemüht, den Kleber anderen Sinnes zu machen, wandte der Major die Reitpeitsche an mit der er dem Störrischen einige wohlgezielte Hiebe zuteil werden ließ. Das half, und in gestrecktem Galopp sauste er von dannen. Mit der Zeit mäßigte der Gaul seinen Lauf von selbst und trappte manierlich querfeldein über Sturzäcker und Gestrüpp dahin.

Nachdem Blendheim schon längst aus dem Gesichtskreise des Majors gekommen war, stieß er plötzlich auf einen recht tiefen Graben, der überschritten werden mußte, wollte er seinen Auftrag ausrichten. Gesprungen war er mit dem Fuchs bisher noch nicht, er wußte also gar nicht, wie derselbe sich bei einer solchen Gelegenheit verhalten würde. Sich recht fest in den Sattel setzend, sprengte er zu kurzem Anlauf an, aber wer nicht sprang, war der Fuchs, der kurz vor dem Graben wie angewurzelt stehen blieb, um sich weder durch Güte noch Gewalt bewegen ließ, seinen Herrn auf die andere Seite des geringfügigen Defilees zu befördern.

Es handelte sich hier nicht um einen Spazierritt, sondern der Befehl eines Vorgesetzten sollte ausgeführt werden, daher mußte er hinüber, ob tot oder lebendig! Jeder Versuch aber mißlang, selbst hinüberführen ließ sich der eigensinnige Gaul nicht, und dabei verstrich die Zeit, wie Blendheim zu seinem Schrecken bemerkte. „Nun, so bleibst du hier, du Racker", rief der Reitersmann ergrimmt aus, „ich komme leicht hinüber und muß dann schon zu Fuß den Adjutantendienst versehen!" Damit band er den Gaul an ein dünnes Bäumchen, sprang über das Hindernis und eilte mit Riesenschritten dem Platze zu, wo die betreffende Kompagnie übte.

Die Sporen waren beim Gehen recht hinderlich, da sie sich alle Augenblicke in Gras und Gestrüpp verwickelten. Demzufolge ermüdete die Tour den roßlosen Reiter und große Schweißtropfen perlten von seiner Stirn, als er sich bei dem betreffenden Hauptmann meldete und ihm die Ordre des Kommandeurs mitteilte.

„Na nu", sagte der Empfänger, „seit wann laufen denn die Adjutanten auf ihren eigenen Stelzen, Gaul ist wohl unpäßlich geworden?"

„Da weiterhin am Graben stand so schönes Gras", erwiderte Blendheim, „dem der Fuchs so sehnsüchtige Blicke zuwarf, daß ich aus purem Mitleid abstieg und ihn dort weiden ließ, zumal ich mir sagte, daß meinen Beinen etwas Bewegung auch nur dienlich sein könnte."

„Lieber Blendheim", sprach lächelnd der Hauptmann, „ein so mitleidiges Herz habe ich bei Ihnen gar nicht vermutet: es will mir jedoch fast scheinen, als ob einige Tropfen Münchhausen'sches Blut in Ihren Adern flössen. Nun adieu, der Major wird Sie schon voller Ungeduld erwarten."

Schleunigst begab sich der „Botengänger" auf den Rückweg, da er berechnet hatte, daß der Fuchs trotz seines Alters ihm doch in der Schnelligkeit merklich überlegen sei. Jedenfalls werde der Kommandeur ungehalten sein, daß der Auftrag so lange Zeit in Anspruch genommen habe. Als er den Graben des Anstoßes wieder zu Gesicht bekam, riß er die Augen weit auf, denn von seinem edlen Rosse war weit und breit nichts zu erblicken.

„Nun, das ist ja eine recht nette Bescherung," stieß Blendheim empört hervor, „womöglich ist der Gaul gestohlen und ich kann ihn ersetzen." An der Stelle, wo der Fuchs gestanden hatte, war der Boden mehrfach aufgescharrt, Merkmale für den Verbleib des Tieres ließen sich aber nicht ermitteln.

In offenbar beklommener Stimmung schlug der nun völlig zum Fußläufer Degradierte die Richtung ein, in der er auf den Kommandeur stoßen mußte. Ein halbes Stündchen mochte er gegangen sein, als er in der Entfernung den Major auf sich zutraben sah und neben ihm lief ganz wohlgemut der Ausreißer, der also wenigstens nicht gestohlen war. Wenn ihm durch diese Wahrnehmung auch ein Zentnerblock von der Seele gewälzt wurde, so fühlte er sich doch sehr gedrückt von wegen der Blamage, der er unrettbar verfallen war.

„Nun, Blendheim," rief ihm der Major schon von weitem in jovialer Weise zu, „es freut mich, Sie noch lebend zu treffen, ich fürchtete schon, Ihre Knochen einzeln auflesen und nach Hause tragen zu müssen. Also so unmanierlich hat sich mein „Methusalem" betragen, daß sein Gebieter in die Zwangslage geriet, sich seines eigenen Pedals zu bedienen.

Inzwischen war der „Vize" an den Kommandeur herangetreten und meldete in strammster Haltung, daß der ihm gewordene Befehl ausgeführt sei.

„Na, und der Abfall hat keinerlei üble Folgen gehabt", erkundigte sich der Vorgesetzte voller Teilnahme, „werden Sie sich nicht krank melden müssen?"

„Nein, Herr Major, ich bin völlig unverletzt, auch nicht abgeworfen, sondern der Fuchs, der eigensinnig nicht über den Graben springen wollte und daher von mir an dieser Seite angebunden und zurückgelassen wurde, ist mir, während ich zu Fuß weiterschritt, eigenmächtig ausgerückt."

„Wenn sich die Sache so verhält, bin ich beruhigt, mein lieber Blendheim", sprach der Major, „ich würde Ihnen aber den Rat geben, Ihren Lehrmeister zu ersuchen, das Nehmen von Hindernissen bei seinen Unterweisungen nicht zu vergessen."

Unterdessen hatte Blendheim sich wieder beritten gemacht und folgte seinem Chef, der den Heimweg antrat.

Wenige Tage später sandte der Major zu Blendheim und ließ an ihm die Aufforderung ergehen, sich umgehend bei ihm einzufinden.

„Mein Lieber", so empfing ihn der „Gestrenge", „es ist soeben bekannt gegeben, daß der Divisionskommandeur übermorgen das Regiment auf dem Exerzierplatze inspizieren wird. Ich weiß nun, Sie haben schon mehrere kleine Abenteuer mit meinem Fuchs zu bestehen gehabt, sage mir aber, daß Ihnen solche auf dem erwähnten Platze nicht bevorstehen, da es dort weder Heuwagen noch Hauptwachen und ebensowenig Gräben gibt. Daraufhin können Sie getrost den Dienst als Adjutant bei der Besichtigung versehen, zur Sicherheit aber wollen wir morgen mal die Sache durchprobieren."

So geschah es denn auch in der Frühe des nächsten Tages und das Ding klappte in allen Teilen vortrefflich, so daß der Major sich schmunzelnd den Bart strich.

Der Divisionär war eingetroffen und hatte sich auf den Exerzierplatz begeben, wo das Regiment seiner harrte. Die Besichtigung war eine sehr gründliche und umfassende, die Leistungen der Truppe aber befriedigten augenscheinlich Exzellenz in hohem Maße, das konnte man aus seinem freundlichen Gesicht ablesen.

Blendheim war seinen Obliegenheiten mit großem „Schneid“ nachgekommen und hielt nach beendigter Uebung hinter seinem Bataillon, während der Divisionär vor das in Linie aufmarschierte Regiment sprengte und mit Stentorstimme rief: „Die Herren Stabsoffiziere!“ Kaum waren diese Worte verhallt, so nahm der alte Fuchs des „Vize“, welcher darauf durchaus nicht vorbereitet war, die Kandare zwischen die Zähne und heidi! preschte er durch die Fahnenlücke, den erschrockenen Träger des Feldzeichens fast umreißend, in rasender Eile vor auf den Punkt wo der Besichtigende hielt. Alle Anstrengungen des unglücklichen Reiters, sein Roß zu zügeln oder es wenigstens nach der anderen Seite zu dirigieren, erwiesen sich als fruchtlos, der Fuchs stürmte vorwärts, bis er unmittelbar vor der lächelnden Exzellenz Halt machte.

„Mein lieber Leutnant“, sprach der gut gelaunte General, „Ihr Gaul will Sie durchaus mit Dampf befördern, auf solch Avancement werden Sie aber doch noch einige Jährchen zu warten haben. Nun, Sie brauchen sich dieses kleinen Intermezzos wegen keine grauen Haare wachsen zu lassen — ein hartmauliges Pferd kann jedem mal durchgehen.“

Blendheim entschuldigte sich ordnungsmäßig und führte dabei an, daß der Fuchs jedenfalls vergessen habe, heute nicht seinen eigentlichen Besitzer, einen Stabsoffizier, sondern ihn, einen Subalternoffizier, zu tragen.

„Menschen können irren, um wieviel mehr Tiere“, meinte daraufhin der Divisionär, „nun versuchen Sie aber mal, wie Sie den Gaul von hier am leichtesten fortlotsen.“

Blendheim kannte die Abneigung, die der Fuchs gerade vor den Sporen hatte, daher bediente er sich ihrer nicht, sondern zog den Säbel und verabreichte dem Fuchs ein Paar wohlgemeinte flache Hiebe, und diese wirkten Wunder. Der Gaul parierte dem Reiter und trug ihn in Windeseile wieder auf den Platz zurück, wohin er gehörte.

Freilich war Blendheim ob dieses kleinen Zwischenfalles etwas beschämt, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß jeder, der etwas lerne, Lehrgeld bezahlen müsse. Von da an beschäftigte er sich übrigens so eingehend mit der Reiterei, daß er nach Jahr und Tag zu den besten Pferdebändigern des Regiments gehörte.

Für die Kinderwelt

Das wunderschöne Mädchen in der Dawert!

Sage von Dr. C. Bentlage.

(Nachdruck verboten.)

Es liegt eine Strecke Landes in Westfalen, von etwa sieben Stunden in der Länge und drei Stunden in der Breite.

Schöne Eichenwälder, Wiesen, Moore, Sümpfe und Haidefelder wechseln auf derselben miteinander ab.

Man nennt sie die Dawert.

In alten Zeiten lag in der Dawert ein Kloster, welches ein frommer Ritter hatte errichten lassen. Da kamen aber einmal wilde Kriegshorden ins Land, befehdeten so Klerus als Volk, beraubten die frommen Mönche und vertrieben sie. Das Kloster steckten sie in Brand und verfluchten die Stätte, an welcher das Kloster gestanden hatte. Nun wurde die Gegend wieder sumpfig und morastig, wie sie gewesen war, bevor das Kloster dastand und wie sie noch heutzutage ist.

Mitten drinnen aber liegt eine grüne Wiesenstelle. Dort blühen herrliche, duftende Blumen, und da sitzt ein wunderschönes Mädchen, und neben ihm steht ein silberner Scheffel mit hellblinkenden Goldmünzen angefüllt, welche im Sonnenschein strahlend erglänzen. Wenn der Abend aber hereindämmert, so entzünden sich die blinkenden Goldmünzen zu flimmernden Lichtchen und springen aus dem silbernen Scheffel und tanzen über den Morast hin und her.

Dann singt das Mägdelein schwermütige, aber verlockende Lieder. Und wenn ein Wanderer des Weges kommt und „ein reines Gewissen hat“, der hört ihre Stimme nicht; wer aber Böses im Sinne hat, den lockt ihr Gesang in den Morast; da fallen schwarze Geister über ihn her — und er verliert Leib und Seele.

Nützliches fürs Haus.

— **Schlafen bei offenem Fenster.** Gänzlich ungerechtfertigt ist das Schlafen bei offenem Fenster immer noch mehr oder weniger eine angefeindete Sache und ebenso wie die Nachtluft als der Gesundheit schadend betrachtet. Was die Nachtluft betrifft, so ist die nur schädlich, wenn die Oertlichkeit eine sumpfige ist. In Gegenden aber mit trockenem Boden, auf Bergen und in höheren Wohnungen ist ganz entschieden die Nachtluft reiner und gesunder als die Tagluft. Will man nun Luftzutritt während des Schlafens haben, so verfahre man in folgender Weise: Dabei ist zunächst zu bemerken, wer neben dem Schlafzimmer noch über ein zweites während der Nacht unbewohntes Zimmer verfügen kann, der hat nichts weiter zu tun, als nachts die Verbindungstüren zwischen beiden Zimmern zu öffnen und je nach der Kälte der Jahreszeit im andern Zimmer einen oder zwei obere Fensterflügel, ja im Sommer, wenn es heiß ist, sämtliche Fenster zu öffnen. Wer aber nur ein bloßes Schlafzimmer hat, der öffne einen der oberen, jedoch vom Bett selbst möglichst weit entfernten Fensterflügel und zwar soweit, daß der Querriegel zwischen Fenster und Fensterflügel eingeschoben wird, oder klemme einen Kortstöpsel zwischen beide fest und binde mit einer Schnur die beiden Fenstergriffe so aneinander, daß das geöffnete Fenster zur Nachtzeit sich nicht bewegen kann und nur eine gleichmäßige Spalte offen bleibt. Hierauf läßt man die Vorhänge oder Rouleaux herunter. Auf diese Weise wird das Zimmer, ohne daß irgend ein Zug entstehen kann, gelüftet und die Gesundheit des Schlafenden ganz wesentlich gefördert.

— **Um zu erkennen, ob Wasser hart oder weich ist,** löst man ein wenig Seife in Weingeist auf und läßt einige Tropfen davon in ein Glas fallen, das von dem zu untersuchenden Wasser enthält. Wird das Wasser milchig, so ist es hart, wird es wenig oder nicht milchig, so darf man es für weich halten. Hartes Wasser ist vom diätetischen Standpunkte aus besser als weiches, wegen seines Kalkgehaltes. Der Tee wird bei Verwendung von hartem Wasser besser, wenn auch weniger dunkel, denn das weiche Wasser wirkt lösend auf die bitteren Extraktivstoffe und zerstört das Aroma. Es stillt den Durst besser als weiches Wasser; es wirkt nicht wie das weiche lösend auf Blei und organische Materien. Es ist durchgängig heller von Farbe als weiches; letzteres besitzt häufig sogar eine unappetitliche Farbe. — Zum Putzen und Waschen dagegen ist weiches Wasser vorzuziehen; es erfordert nämlich weniger Seife, da die Kalisalze des harten Wassers einen Teil der Seifenstoffe unwirksam machen.

— **Was tut eine ordentliche Köchin?** Eine ordentliche Köchin läßt: 1. kein leeres Gefäß auf dem heißen Herd stehen, noch bleibt bei ihr das Wasserschiff ungefüllt, wenn Feuer gemacht wird; 2. was sie verschüttet, trocknet sie sofort wieder auf; 3. während des Kochens läßt sie das Feuer niemals ausgehen; 4. stellt sie alles, was zum Kochen gebraucht wird, auch zur Kochenszeit, soviel als tunlich wieder an Ort und Stelle; 5. abgekochte — somit ausgebrauchte — Knochen, ebenso Speisenüberreste, verwahrt sie nicht in der Züche; 6. Vorräte, welche zur Neige gehen, verzeichnet sie sofort auf einer Tafel oder auf einem Stück Papier; 7. giftige Substanzen zum Reinigen des Geschirrs usw. vermeidet sie soviel als möglich; was sie von solchen gebrauchen muß, wie auch alle feuergefährlichen Substanzen, z. B. Petroleum, Benzin, verwahrt sie niemals in der Küche, noch in Gefäßen, wie Essigflaschen usw. — wodurch leicht Verwechselungen entstehen —; 8. keinerlei, auch noch so kleine Speisenteilchen läßt sie in den Ausguß kommen; 9. das Spülwasser, welches sie gebraucht, sei niemals lauwarm oder gar kalt, sondern so heiß, als es die Hände ertragen. Ihre Spüllappen wäscht sie nach jedesmaligem Gebrauche gründlich aus; 10. hält sie die Innen- und die Außenseite ihres Kochgeschirres sauber und blank.

— **Das Anbrennen der Milch zu verhüten.** Man darf die Milch niemals in einem Gefäß, welches vollständig trocken war, aufs Feuer setzen, sondern muß in dem Topfe, den man gewöhnlich zum Kochen der Milch verwendet, stets Wasser stehen haben. Hat man dies versäumt, so spült man erst das Gefäß mit Wasser aus, bevor die Milch hineinkommt.

Unsere Bilder.

— Die Luftschiffkabine des Zeppelin 7. (Siehe Bild Seite 236.) Der neue Lenkballon Z 7, dessen Passagierfahrten durch die am 28. Juni im Teutoburger Wald erfolgte Strandung ein so plötzliches Ende gefunden, bot in seiner Passagierkabine den Mitreisenden einen sehr bequemen Aufenthalt. Der Laufgang, der die beiden Gondeln verband, war in der Mitte erweitert und mit großen Fenstern aus Celluloid versehen. Bei der Katastrophe wurde die Kabine nur ganz leicht beschädigt und findet bei dem Ersatzschiff erneute Verwendung.

— **Das Expeditionsschiff der Zeppelin-Nordpolfahrt: Der Dampfer „Mainz" vom Norddeutschen Lloyd, Bremen.** (Siehe Bild Seite 237.) Am 2. Juli begab sich auf dem extra ausgeprüften Dampfer „Mainz" die Vorexpedition der Zeppelin-Nordpolfahrt auf den Weg zum Norden. Es nahmen daran u. a. teil: Prinz Heinrich, Graf Zeppelin, Professor Hergesell und Geh. Räte Lewald und Miethe. Auf Spitzbergen wird ein Ballonhaus gebaut werden.

— **Zur neuesten Nordpolfahrt des berühmten norwegischen Polarforschers Roald Amundsen mit seiner Begleitmannschaft auf der Fahrt durch das ewige Eis.** (Siehe Bild Seite 237.) Der Zweck der Polarfahrt, die Amundsen vor kurzem angetreten hat, ist rein wissenschaftlich und gilt hauptsächlich der Erforschung der Ausdehnung des nördlichen Polarbeckens. Auch sollen alle möglichen meteorologischen und magnetischen Untersuchungen gemacht werden. Die Fahrt, auf der auch 100 Polarhunde mitgenommen werden, ist auf 5—7 Jahre berechnet.

Zur Unterhaltung.

— **Wahrheit.** A.: „. . . Ich habe Sie gebeten, mir die Wahrheit zu sagen — Sie aber sind bohnenstrohgrob mit mir!" — B.: „Ja, mein Lieber, was verstehen denn eigentlich Sie unter „die Wahrheit sagen"?!"

— **Motivierung.** „Aber, mein Herr, Sie haben mich kaum kennen gelernt und pumpen mich schon an!" — „Ach, Sie sehen halt meinem guten Onkel gar so ähnlich!"

— **Wohl berechnet.** Tante (welche die Festgeschenke auspackt): „. . . Und wer soll diesen Leierkasten bekommen?" — Vater: „Den muß der Paul kriegen!" — Tante: „Warum denn gerade der?" — Vater: „Weil er das Ding am schnellsten kaput macht!"

— **Deutlicher Wink.** Dorfschullehrer: „Josef, wenn dein Vater vier Speckseiten im Rauchfange hängen hat und eine davon dem Lehrer schickt, wieviel bleiben ihm dann noch?" — Schüler: „Drei!" — Lehrer: „Gut; erzähle dieses Exempel heute deinem Vater, damit er sieht, was du im Rechnen für Fortschritte gemacht hast!"

— **Voller Ersatz.** Chorist: „. . . Aber mit einem Chor von drei Personen können Sie doch nicht auskommen — das klingt ja viel zu schwach!" — Direktor: „Ach, bei mir singt ja immer das ganze Publikum mit!"

— **Anknüpfung.** Herr (die Türe öffnend): „Was wünschen Sie?" — Fremder: „Mein Name ist Düsterl . . .!" — Herr: „So! Sie haben wohl die Türe verfehlt?" — Fremder: „Nein, meinen Beruf, weshalb ich Sie um eine kleine Gabe bitte!"

— **Erinnerungszeichen.** Sie (im Garten): „Weißt du noch, Arthur, an dieser Stelle überraschte uns Papa, als du mir den ersten Kuß gabst." — Er: „Ach ja . . . hat er noch den Spazierstock mit dem silbernen Knopf?"

— **Der richtige Bettler.** Herr: „Da haben Sie, armer, blinder Mann, eine Mark!" — Bettler: „Ich bin auch taub — vielleicht schenken Sie mir auch dafür was!?"

— **Anzeige.** Der Unterzeichnete bringt zur Anzeige, daß unter heutigem der Hund des Lohnkutschers Adolf, welcher Rattenfänger ist, nicht nur einmal, sondern mehrere Tage, ohne Marke und Maulkorb herumläuft, ohne sich darum zu kümmern, und höhnisch dazu lacht, wenn derselbe gewarnt wird. Hörnle, Flurhüter.

Rätselecke.

Charade.

1.

Hört man dich nennen, mag es einen schauern:
Tod ist dein Hauch und Nebel dein Gewand;
Auch birgst du ein Geheimnis unbekannt,
Und schützest es mit Wällen und mit Mauern.
Und eine Wunderkraft geht von dir aus,
Die führet sicher über öde Meere;
Und doch, verderbend dringen deine Heere
Oft vor, mit Glitzern oder mit Gebraus.

2.

Du aller edlen Geister höchstes Sehnen,
Wie zieht den Fröhlichen es zu dir hin!
Weh aber allen, die dich hassend fliehen!
Erschein' dem Kranken, der dich ruft mit Tränen!
Erschein' den Völkern, die in Barbarei
Versunken, sie zu Höherem zu wecken!
Du Trost des Wandrers, wilder Tiere Schrecken
Mach' uns von allem falschen Wahne frei!

1—2.

Dort unentbehrlich, wo du oft erscheinst;
Bei uns läßt du dich aber selten schau'n;
Die einen sehen dich mit Angst und Grau'n
Den andern du ein herrlich Schauspiel scheinst.

Doch bleibst du rätselhaft, geheimnisvoll,
Wenn wir gleich ohne Schrecken dich betrachten;
Und grauet andern vor dem Blut der Schlachten,
Uns stimmest du die Seele weihevoll.

Rätsel.

Du findest wohl an vielen Sachen mich:
Buchbinder, Wundarzt, Kaufmann machen,
Der Gärtner macht zum Heil mich seiner Pflanzen,
Auch findest du als Teil mich eines Ganzen.

Scherz-Rätsel.

Den Vogel, der hier ist gemeint,
Zu finden — ob das schwer dir scheint?
Setz' richtig nur die Mitte an
Und such dir Kopf und Fuß daran.

Kapsel-Rätsel.

Das Ganze ist etwas zu trinken, das Innere etwas zu essen.

Rebus.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kapsel-Rätsel: Eid — Seide.
Charade: Windharfe.
Versteck-Rätsel: Abrüstungskonferenz.
Rebus: Wechselprozesse.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf